

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 83 (2003)
Heft: 2

Buchbesprechung: Sachbuch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Christoph Frei
lehrt Ideengeschichte
an der Universität St.
Gallen. Studium der
Staatswissenschaften in
der Schweiz (1980–85),
politikwissenschaftliche
Vertiefungen in den Ver-
einigten Staaten
(1988–90) und in Frank-
reich (1996–2001). Seit
1996 Arbeiten an einer
interdisziplinär angeleg-
ten, «langen» Ge-
schichte der französi-
schen Demokratie.

EIN ÜBLER BERUF, ÜBER DINGE ZU SCHREIBEN, DIE MAN NICHT WEISS»

Zum Frühwerk Herbert Lüthys

Wenige Schweizer Autoren des 20. Jahrhunderts haben fachliche und sprachliche, räumliche und zeitliche Trennlinien mit jener souveränen Leichtigkeit überschritten, die *Herbert Lüthy* früh zu eigen war. Wenige Wochen vor seinem Tod im November des vergangenen Jahres sind die ersten beiden, mit Sorgfalt bestellten Bände einer siebenteiligen Werkausgabe erschienen. Sie legen Zeugnis ab vom äusseren Schaffen, aber auch von der inneren Spannung eines jungen, hochbegabten Journalisten, der zugleich Wissenschafter ist.

Der erste, von *Peter Wegelin* eingeleitete Band führt zurück in die Zeit des Zweiten Weltkriegs; er versammelt die 122 Ausgaben jener «Kleinen Wochenschau», die Lüthy zwischen September 1942 und Dezember 1944 für das St. Galler Tagblatt schrieb. Jung war er damals, unerfahren keineswegs. Schon als Kantonsschüler hatte er sich mit Zeitungsartikeln Honoriare verdient; als Student an der Pariser Sorbonne lieferte er 1938 und 1939 erste Einschätzungen zur französischen Innen- und Aussenpolitik. Im Sommer 1941 verfasste er einen fünfteiligen, vom St. Galler Tagblatt veröffentlichten Stimmungsbericht in der Folge eines (in mancher Hinsicht prägenden) Aufenthalts im unbesetzten Teil Frankreichs. Als Lüthy im Jahr darauf begann, das internationale Geschehen im Wochentakt zu kommentieren, war er gerade einmal vierundzwanzig Jahre alt, hatte indes sein Studium der Geschichte, der romanischen Sprachen und der französischen Literatur bereits mit dem Doktorat abgeschlossen. Auf der Suche nach politischer Orientierungshilfe fand der Leser des Tagblatts fortan jeden Samstag ein schriftliches Gegenstück zur freitäglichen «Weltchronik» auf Radio Beromünster.

Herbert Lüthy, Gesammelte Werke. Herausgegeben von Irene Riesen und Urs Bitterli. Verlag NZZ, Zürich 2002. Bd. I: Fünf Minuten nach zwölf, 1942–1945. 549 S.; Bd. II: Frankreichs Uhren gehen anders, 385 S.

Am Radio spricht der erfahrene *Jean Rudolf von Salis*, rundum bestandener Professor, stets diplomatisch bemüht um Sachlichkeit und Übersicht. Im Tagblatt schreibt ein junger Autor, der sich auch persönlich auf den Gegenstand einlässt. Dort viel nüchterne Distanz – hier auch wertendes Engagement.

Leiden am Krieg

Lüthy ist sichtlich betroffen vom Drama, das es zu beschreiben gilt. Er informiert, kann es aber nie dabei bewenden lassen. Ironische, sarkastische Anspielungen fliesen mit ein, beissender Spott und resignierter Zynismus. Selbst an Pfingsten suchen alliierte Bomber deutsche Städte flächendeckend heim; deutsche Bauern ihrerseits massakrieren alliierte Piloten. «Ganz in Ordnung», heisst es dazu: «*Es ist Krieg, und Krieg rechtfertigt alles, Brandstiftung, Menschenjagd und mutwilligen Massenmord – dann aber auch die Ermordung der Brandstifter, Menschenjäger und Massenmörder*» (Juni 1944). Dieser Krieg ist Barbarei, «*integrale Barbarei, totale Unmenschlichkeit*» von Menschen, die sich mit Bedacht verstümmeln und im Dreck krepieren lassen (Juli 1943). Die Landkarten mit dem wechselnden Verlauf der Fronten interessieren weniger als das, was in den Köpfen und Herzen vorgehen mag. Immer wieder zeichnet Lüthy Bilder von bemerkenswerter suggestiver Kraft.

Dass die von *Churchill, Roosevelt* und *Stalin* geführte Koalition zuletzt obsiegen muss, steht früh ausser Frage – «*nur dass die Welt dadurch gerettet wird, wissen wir nicht mehr so sicher*» (Dezember 1944). Zu einseitig hängt die russisch-angelsächsische Kriegsallianz an der schieren Existenz des deutschen Gegners, zu weit sind

die Gräben zwischen Liberalismus und Kommunismus tatsächlich. Was bleibt, ist banges Warten auf Europa. Mit grossem Ernst hält Lüthy schon im Dezember 1944 (lange vor Churchills Zürcher Rede) fest, es werde dieses Europa nun doch die alte, «fast hoffnungslos gewordene» Aufgabe selber zu bewältigen haben, «jene Einheit aus freiem Willen zu verwirklichen», die es sich «von den totalitären Al Capones nicht aufzwingen liess».

Noch ist aber Krieg. Dass er wider jede Vernunft blindlings bis ans Ende weiterrast, wird den Grundton der «Kleinen Wochenschau» bis zuletzt in seiner luziden Düsterkeit bestimmen. Immer bleibt Lüthy auf seiner Ungeduld sitzen. Zu lange lässt die zweite Front im Westen auf sich warten; zu langsam pflügen die Alliierten sich vorwärts; alles dauert viel zu lange. Wenn überhaupt so etwas wie Hoffnung zu verorten ist in diesem fürchterlichen Schauspiel, dann am ehesten in den Reihen des inneren Widerstands in den deutschbesetzten Gebieten; dieser «dritten Front» der europäischen Résistance und ihren Protagonisten wird viel Sympathie zuteil.

Ansonsten wird keine Partei «die Probe bestehen», keine Seite moralisch unversehrt aus dem Krieg hervorgehen – auch nicht die kriegsverschonte Schweiz. «Wir haben uns schlecht und recht durchgewurzelt», heisst es im November 1944. «Wir erwarten den Dank der Welt für die Caritas, die wir übten, und werden tödlich erschrecken, wenn wir vielerorts statt dessen Undank finden, der bis zum Hass gehen kann. Die Schweiz hat viel getan, gewiss, aber allzu oft tat sie es kalten Herzens, ohne Güte [...] Es ist kein Anlass zu schlecht, sich von Illusionen über die eigene moralische Stellung zu befreien.»

Zweierlei Mass

Am Ende des Jahres 1944 reisst die bis dahin nie unterbrochene Reihe der «Kleinen Wochenschau» unvermittelt ab. Nicht, dass Leserschaft oder Redaktion der Kommentare müde gewesen wären – der Kommentator mag nicht mehr. «Wir stehen unvermerkt schon mitten in der Nachkriegszeit», schreibt er im letzten Beitrag. Aber da ist noch etwas anderes.

Lüthy ist es müde, «blind» zu berichten, aus einer nicht einsehbaren, jeder stichhal-

.....
 Er weigert
 sich konsequent,
 den festen
 Boden
 archivalisch
 gesicherter
 Fakten
 zu verlassen.

.....

tigen Prüfung entzogenen Aktualität heraus. Die deutsche Zensur ist inzwischen weggefallen, an ihre Stelle aber sind «angelsächsisches Nachrichtenmonopol und russisches Schweigen» getreten. Verfügbar sind auch weiterhin nur manipulierte Fetzen und Fragmente, Halbwahrheiten höchstens, «Stoff zum Rätselspielen». Fazit der letzten «Wochenschau»: «Es ist ein übler Beruf, jede Woche über Dinge zu schreiben, die man nicht weiss.»

Ähnliche Klagen sind schon früher zu vernehmen. Wohl lässt Lüthy im Sommer 1945 nochmals vier Essays folgen, eine summarische «Rekonstruktion dessen, was die «Kleinen Wochenschauen» der letzten Kriegsmonate hätten sein müssen», wären sie fortgeführt worden. Doch er hat die Nase voll: «Jede Ähnlichkeit von hier geschilderten Personen oder Umständen mit wirklichen Personen, Verhältnissen oder Vorfällen ist reiner Zufall», schreibt er zuletzt.

Wenn Lüthy die eigene journalistische Arbeit fast schon störrisch in ihrer Aussagekraft relativiert, dann in erster Linie darum, weil sie den exakten Wissenschaftler in ihm leiden lässt. Es ist ein Leiden am fortgesetzten Zwang zur Spekulation. Und es leidet einer, der später als Historiker auch darum weltweit Anerkennung findet, weil er sich konsequent weigert, den festen Boden archivalisch gesicherter Fakten zu verlassen. Derselbe Herbert Lüthy, der sich als Journalist gezwungen sieht, Lücken «instinktiv» zu stopfen, wird als Forscher stets lange Wege gehen – beschwerliche Wege des Tastens, Suchens, Näherkommens: «travail de charretier, soucieux de ne rien affirmer au-delà du fait constaté et de toujours en fournir la référence exacte.» Das so formulierte, strenge Mass ist jener wirtschaftsgeschichtlichen Summe entnommen, die 1959 und 1961 erscheinen wird, nach dreizehn Jahren entsagungsreicher Forschungstätigkeit in den Archiven von Paris: La Banque Protestante en France.

Schreiben für Frankreich

Zurück zur Werkausgabe, zum zweiten Band derselben: Zeitlich wie methodisch in ungefährer Mitte zwischen journalistischem Früh- und wissenschaftlichem Hauptwerk entsteht in der ersten Hälfte des Jahres 1953 das Manuskript «Frank-

reichs Uhren gehen anders». Es verbindet die relativierende Distanz des Historikers mit der impressionistischen Gegenwerts erfahrung des Journalisten zu einem Zeit gemälde eigener, faszinierender Art.

Das Buch macht Lüthy praktisch über Nacht bekannt. Erste Übersetzungen erscheinen in Frankreich, England und den Vereinigten Staaten («A l'heure de son clocher», «The State of France, France against herself»), zahlreiche Besprechungen folgen. Das vielleicht höchste Lob kommt vom Rezensenten der New York Times: Er vergleicht des Schweizers Frankreich-Analyse mit *Alexis de Tocquevilles* Klassiker zur Demokratie in Amerika.

Was will dieser Schweizer mit seinem Text? Aufschluss gibt der Vergleich mit einer kleinen Schrift, die Lüthy mehrfach und mit viel Respekt zitiert. Im Selbstzeugnis «L'étrange défaite» hatte mit *Marc Bloch* ein anderer Historiker die tieferen, auch geistig-kulturellen Hintergründe der französischen Niederlage vom Sommer 1940 «mit grausamer Klarheit» bedacht. Im Moment des nationalen Zusammenbruchs hielt Bloch sich selber und seinen Landsleuten einen Spiegel vor, der die innere Fäulnis der Dritten Republik scho nungslos reflektierte und Zustände offen legte, die dem Zeitalter des Ochsenkarrens näher waren als jenem des Motors. «*Mein Frankreichbild schuldet ihm* [Marc Bloch] *mehr als irgend einem*», wird Lüthy noch im hohen Alter anmerken. Jedenfalls wird man dem jüngeren der beiden Historiker kaum Unrecht tun, wenn man ihn auch motivisch in der Nähe des älteren verortet. Die Vierte Republik ist 1953 zwar nicht tot, Lüthy aber wähnt sie der Agonie zumindest nah und beugt sich über ihren kranken Körper. «*Im Ringen um Klarheit und unbestechliche Prüfung*» greift auch er zur Feder, nimmt auch er eine weit gespannte Anamnese auf.

Er schildert ein politisch gelähmtes, jeder progressiven Bewegung unfähiges

Der Essay
zur Entstehungsgeschichte
des französischen Staats sucht seinesgleichen.

Land. Dass die Vierte Republik noch Kraft finden könnte, von innen heraus zu gesunden, hält er für unwahrscheinlich; der Anstoss muss von aussen kommen, am ehesten wohl von Europa, von Integrationsprojekten wie der Montanunion. Dass die politische Emanzipation der Kolonien unausweichlich ist, steht fest. Der Sonderfall Algerien wird in seiner Problematik wohl erkannt; dass aber die Vierte Republik nur fünf Jahre später an diesem Sonderfall zerbrechen wird, zieht Lüthy 1953 als Möglichkeit so wenig in Betracht wie die Rückkehr eines fast siebzigjährigen Generals an die Hebel der Macht.

Dennoch: Der Text vermag selbst dort zu fesseln, wo er zeitgebunden bleibt. Was ihn zum Klassiker macht, sind aber jene brillant formulierten Einsichten, die in ihrer Gültigkeit und Aussagekraft überdauern – zum Verwaltungszentralismus etwa, zur technokratischen Kultur der französischen Eliten, zur sozialen Durchkältung des öffentlichen Raums ... Der Essay zur Entstehungsgeschichte des französischen Staats sucht in dieser Dichte seinesgleichen. Wie Tocqueville vor ihm, wie *François Furet* nach ihm, legt Lüthy strukturelles und kulturelles Urgestein frei, das in spezifischen Segmenten bis heute aktiv strahlt. *Urs Bitterli* bringt es in seiner Einleitung schön auf den Punkt: Der bleibende Wert des Buches verdankt sich Lüthys Vermögen, «*durch die flüchtige Gegenwart hindurch etwas von jener France éternelle zu fassen, die uns zu faszinieren [und zu irritieren?]* nicht aufhört.»

Soviel zum ersten Teil einer lange erhofften Werkausgabe. Beide Bände rufen auch Namen und Ereignisse in Erinnerung, die nicht mehr geläufig sind. Umso mehr wird man das «Verzeichnis wichtiger Begriffe» und eine Vielzahl hilfreicher Erläuterungen schätzen, die *Irene Riesen* jeweils im Anhang zusammengestellt hat. Auch hier ist viel geleistet worden – Kärrnerarbeit ganz im Sinne Lüthys. Uns anderen bleibt das Lesen, das Lernen und Geniessen. ♦